

Die Schwestern der Berthe Weill: Galeristinnen in Wien

Heidrun Rosenberg, freie Kuratorin, Autorin und Dozentin an der Universität Wien

Schon von Agnes Dürer ist bekannt, dass sie nicht nur Werke ihres Mannes verkaufte. Einzug in die Branche des Kunsthandels und der Galerien erhielten Frauen jedoch erst zu Beginn des 20ten Jahrhunderts: Das Metier der Galeristin ist eng mit der Geschichte der (klassischen) modernen Kunst verknüpft. Zu ihren Vorreiterinnen zählen Persönlichkeiten wie Berthe Weill (1865–1951) in Paris und Johanna Ey (1864–1947) in Düsseldorf. So sehr sie sich in Herkunft und Ausbildung unterschieden, altruistisch investierten beide ihre ganze Passion, wussten durchaus zu wirtschaften und blieben doch arm dabei. In der Männerdomäne behaupteten sie sich auf eigene Weise, d.h. mit Handlungsmustern, in die sie als Frauen eingeübt waren und die heute nicht immer leicht nachzuvollziehen sind. Am treffendsten lässt sich ihr Lebensentwurf mit einem Rollenverständnis umschreiben, das zwischen Mäzenin, Muse und Mutter oszilliert. Beide Frauen verfügten über ein ausgeprägtes Pflichtbewusstsein zur sozialen Fürsorge und pflegten ein weites Netzwerk. Zugleich waren sie wichtige Impulsstifterinnen, ausgestattet mit einem sicheren Qualitätsgefühl und einem untrüglichen Instinkt für schlummernde Talente. Das, was sie trieb, hatte nur wenig mit dem Berufsverständnis des traditionellen (männlichen) Kunsthändlers zu tun und lässt sich nicht (nur) auf scharfen Geschäftssinn reduzieren. Nicht die Kunst als Ware war das Movens, sondern eine nachhaltige Förderung der Künstler. So ist es sicherlich kein Zufall, dass Johanna Ey's Karriere mit der Gründung einer Kaffeestube begann, die sich bald zum beliebten Treffpunkt für eine junge kreative Welt am Niederrhein entwickeln sollte. Erst jetzt wird in der Forschungsliteratur erkannt, dass Frauen ihre eigenen Sphären und Strategien entwickelten, in denen sie Kunst verkaufen konnten und auch verkauften. Trotz ihres eminent wichtigen Beitrages für die Kunst der Moderne wurden Berthe Weill und Mutter Ey von der Nachwelt zunächst vergessen. Erst 2012 errichtete die Stadt Paris einen Gedenkstein für Weill, 2017 wurden in Düsseldorf zu Ehren von „Mutter Ey“ ein Denkmal, ein Café und eine Galerieraum für Akademiestudenten eingeweiht.

Dass sich Künstlerinnen in Wien schon früh selbst zu organisieren wussten, hat die unlängst im Belvedere

präsentierte Schau „Die Stadt der Frauen“ vor Augen geführt. Von einer Galeristin vom Schlag einer Berthe Weill ist nichts überliefert. Nicht auszuschließen ist jedoch, dass in der weiblichen Sphäre der Salons auch das eine oder andere Kunstwerk an einen Besitzer vermittelt worden ist. Schließlich brachte der verwickelte Restitutionsfall eines Gemäldes von Egon Schiele (*Wally*, 1912), den Namen einer weiteren bedeutenden Wiener Galeristin ans Licht: Lea Bondi Jaray (1880–1968). Sie war die Besitzerin dieses Frauenporträts gewesen, das sie niemals wieder zurückerhalten hatte. Nach dem 1. Weltkrieg führte sie die Galerie „Würthle & Sohn“, musste jedoch 1938 vor den Nazis nach London fliehen. Friedrich Welz, der dem NS Regime nahestand, „übernahm“ ihr Geschäft. Lea Bondi Jaray gab nicht auf und gründete in den 40er Jahren in London die St. George Gallery.

Heute hat sich das Blatt gewendet: In einem der zentralen Wiener Galerienviertel, der Schleifmühlgasse, trifft der Kunstflaneur nahezu ausschließlich auf Galeristinnen. Wie ist dieses Phänomen zu erklären? Ist der Beruf grundsätzlich „weiblicher“ geworden? Und was könnte die Konsequenz sein, wenn sich heute Frauen mehr denn je als Trendsetterinnen der Kunst profilieren können? Ein Blick auf die immer noch von Leo Castelli angeführte Liste der 50 wichtigsten Galerien der Welt (Artfacts.net/Oktober 2018) relativiert diesen Gedanken und zeigt, dass dieses Phänomen eine Wiener Eigenheit zu sein scheint. Denn im globalen Vergleich finden sich unter den ersten zehn nur vier Galerien, die von Frauen geleitet werden. Wien ist dabei mit Rosemarie Schwarzwälder vertreten. Die Wiener Galeristin Ursula Krinzinger folgt ihr auf dem 11. Platz. Auch im globalen Galerien-Ranking liegen heute zwei Wienerinnen weit vorne.

Um das Wiener Phänomen besser zu verstehen, lohnt ein Blick zurück. Aus verschiedenen Gründen war die Stadt hinter dem Eisernen Vorhang kein Schauplatz der Nachkriegsmoderne gewesen. Es fehlte eine funktionierende Kunsthalle und ein unabhängiger Kunstverein, die Kunstakademie zauderte mit ihrer Vergangenheit. Doch genau diese hemmenden Faktoren verhalfen einem neuen Typ von Galerie früh zum Durchbruch: Seit Mitte der 60er Jahre setzte sich allgemein die Tendenz durch,



Christine König in ihrer Wiener Galerie, um 1992. Im Hintergrund „Labyrinthine Tower“ von Louise Bourgeois
Abbildung: © Christine König

Kunst von Materie und Werkbegriff zu lösen: Kunst war keine Ware mehr. Kunst war politische Botschaft, Kunst war Performance, Kunst hieß Handeln und Kunst hieß Partizipation. Natürlich: Kunst bedurfte jetzt zuallererst der Vermittlung. Das traditionelle männlich dominierte Kunstsystem stand auf dem Kopf. Konjunktur hatte nun die „Informationsgalerie“ (Robert Fleck). Ist es Zufall, dass eine Galeristin just in diesem Augenblick in Wien auf den Plan trat? Ab 1971 war die Wiener Kunstszene jedenfalls um eine „Modern Art Gallery“ reicher. Dahinter stand die Wiener Werbefachfrau Grita Insam (1939–2012). Später personalisierte sie ihr Lokal auf den Namen „Galerie Grita Insam“. Mit zahlreichen Diskussionsveranstaltungen und Workshops schuf sie ein neues diskursives Forum für zeitgenössische Kunst oder besser für die Fragen, die über die zeitgenössische Kunst verhandelt wurden. Die Wirkung

war weitreichend – in sozialem wie in geographischem Sinne. Was sonst Kunsthallen als ihre Aufgabe betrachteten, verwirklichte sie als engagierte Galeristin.

Im Zeichen eines erneut veränderten Kunstbegriffes entwickelte sich der Kunstmarkt Ende der 70er Jahre in ungeahnte Dimensionen weiter: Die Kommerzialisierung von Kunst war wieder erlaubt, eine neue Sammelleidenschaft sättigte sich an den großen Formaten der Jungen Wilden. Wien bescherte diese Entwicklung einen besonderen Boom, denn zeitgleich öffnete sich die Stadt erstmals wieder den großen internationalen Kunstdiskursen. Während auf der *documenta 5* (1972) Österreich nur mit sechs Künstlern [sic!] repräsentiert wurde, belief sich die Zahl der Ausgestellten auf der *documenta 6* (1977) auf 22, inklusive dreier Frauen: Valie Export, Martha Jungwirth und Friederike Petzold.

Drei Galeristinnen zog es in diesen Jahren von außerhalb nach Wien. Da war zum einen die deutsche Theaterwissenschaftlerin Heike Curtze. Ihr Interesse galt Günther Brus und dem Wiener Aktionismus. Vorerfahrungen brachte sie aus der führenden Galerien-Szene in Köln und Düsseldorf mit. 1975 hatte sie am Niederrhein ihre erste Galerie gegründet, 1978 eröffnete sie ihre Räume in Wien. Da war zum anderen die Kunstkritikerin, Journalistin und Radiomoderatorin Rosemarie Schwarzwälder aus Basel, die im selben Jahr die Geschäftsführung der Galerie nächst St. Stephan aus den Händen ihres zeitweiligen Lebenspartners Oswald Oberhuber übernahm. Schon damals konnte dieser Standort auf eine lange und wechselhafte Geschichte zurückblicken, die bis in die 20er Jahre zurückreichte. In der Nachkriegszeit hatte die Galerie unter Monsignore Mauer besonderes Renommée in der regionalen Kunstszene gewonnen. Schwarzwälder verlieh ihr ab 1984 ein neues Gesicht und setzte Abstraktion, Konzeptkunst und Minimalart auf das Programm. Künstler aus der Schweiz und Amerika wurden dem Wiener Publikum vorgestellt. Zum dritten war da die Kunsthistorikerin Ursula Krinzinger. Sie hatte 1971 in Bregenz begonnen und kam über Innsbruck 1985 nach Wien. Marina Abramović, Jonathan Meese, Erwin Wurm und viele andere zählen zu den von ihr vertretenen Künstler_innen. Aus heutiger Sicht lässt sich von den 80er Jahren als veritabler Sattelzeit für Galeriegründungen sprechen. Wer damals investieren und sich mit Künstlern verbinden konnte, vermochte es, ein nachhaltiges Kapital aufzubauen, denn über die wachsende Internationalisierung und Globalisierung des Kunstmarktes erschlossen und erschließen sich ganz neue Käuferkreise. Die Messen in Köln und Basel waren die zentralen Umschlagplätze. Heute reichen die Filiationen der Art Basel bis nach Kalifornien und Hong Kong. Es kann Zufall sein, dass Frauen in Wien zu Beginn dieser Erfolgsgeschichte eine wichtige Rolle gespielt haben. Der Feminismus hat ihnen Rückenwind gegeben. Durch ihr Wirken ist eine liberale Atmosphäre entstanden, in der die Berufswahl der Galeristin für die weiteren Generationen zu einer Selbstverständlichkeit werden konnte. Voller Elan eröffnete Nathalie Halgand 2016 zuletzt eine weitere Galerie in Wien, obwohl inzwischen eine ganze Reihe von selbstorganisierten „Off-spaces“ den Kunstvermittler_innen dieser beruflichen Sparte den Rang streitig machen. Die Galeristinnen der 80er Jahre sind jedoch zu starken Vorbildern geworden. Grenzenloses Engagement und risikobereite Leidenschaft ist das, was alle diese Persönlichkeiten seit Berthe Weill verbindet. Individualistisch sind die Karrierewege. Nur die wenigsten haben im Kunsthandel gelernt oder etwa Kunstgeschichte studiert. Manche

besuchten einmal selbst eine Kunstakademie und studierten dort nicht nur Malerei oder Bildhauerei, sondern etwa Modedesign wie die Galeristin Josephine Wagner, eine ehemalige Meisterschülerin von Carl Lagerfeld. Andere lebten lange Jahre in Partnerschaft mit einem Künstler wie Christine König.

Mit ihr kehren wir wieder in die heutige „Frauendomäne“ Schleifmühlgasse zurück. Christine König war die erste unter ihnen. 1999 von Georg Kargl auf eine ehemalige Klavierwerkstatt aufmerksam gemacht, eröffnete sie dort ihre Galerieräume, geplant und gestaltet von Luigi Blau. Wir haben die temperamentvolle Frau besucht und uns ihre interessante Lebensgeschichte erzählen lassen: Aufgewachsen in der internationalen Welt der Hotellerie, hatte sie schon früh ihre Liebe zum Lesen entdeckt. Über Gerhard Rühm schrieb sie später ihre Dissertation. Doch bis dahin war es noch ein weiter Weg. Wichtig für sie war die starke Persönlichkeit ihrer Mutter. Von ihr habe sie auch das „gute Wirtschaften“ gelernt. Ein durch und durch weiblicher Weg also? Als Mitarbeiterin und Lebenspartnerin von Hermann Nitsch organisierte sie von 1977–1985 die groß angelegten Pfingstfeste und Orgien -Mysterien -Theater auf Schloss Prinzendorf. Über ihn kam sie auch mit dem internationalen Kunsthandel in Kontakt und beobachtete, wie professionell Galeristinnen vom Format einer Heike Curtze (Düsseldorf/Wien) oder einer Elisabeth Kübler (Zürich, Galerie Lelong) arbeiteten. Weit ab von den anderen Wiener Galerien und noch lange vor der Niederlassung in der Schleifmühlgasse bezog sie 1989 ihre ersten Ausstellungsräume nächst der Wiener Börse. Schon früh gelang es ihr, international renommierte Künstlerinnen wie Louise Bourgeois, Rebecca Horn, Nancy Spero, Magdalena Jetelová und Adriana Simotová zu zeigen. Heuer feiert sie das dreißigste Jahr ihres Bestehens. Auf die Frage nach ihrem Programm verweist sie vorerst auf ihre Website und den Button *vermishtes/miscellaneous* und kommentiert in ihrer humorvollen Art: „Man könnte meinen, ich hätte Instagram erfunden“. Dann aber formuliert sie prägnant die inhaltlich relevanten Themen ihres Ausstellungsprogramms: Politik und Aktivismus, Feminismus und Literatur. Ein wichtiger Fokus der Galerie ist daher die Vermittlung von und der Diskurs über Kunst: Wer einmal die ausstellungsbegleitenden „Conversations“ besucht hat, in denen Künstler_innen, Kurator_innen, Architekt_innen und Philosoph_innen über ein aktuelles Thema diskutieren, weiß, wie beherzt dieses Programm umgesetzt wird. Was wäre die Wiener Kunstszene ohne ihre Galeristinnen? ■